

spa_tien
zeitschrift für literatur

heft 3
AN DEN TOD

Ältere Printausgaben sind unter www.spatien.net erhältlich.

Das Copyright der Beiträge liegt bei den Autor/innen, die einzelnen Ausgaben unterliegen dem Copyright von *spatien – zeitschrift für literatur* bzw. der Herausgeber.

INHALT

EDITORIAL	4
-----------	---

AN DEN TOD

<i>Martin Loosli, Gedichte</i>	6
<i>Falk Andreas Funke, krause, der tod und das irre lachen</i>	9
<i>Dirk Schröder, Das Begräbnis</i>	13
<i>Eva Roman, Am Ende</i>	14
<i>Helge Streit, Wie geht es Ihnen? Mir geht es gut?</i>	16
<i>Helmut Schulze, Dir ge ...</i>	21
<i>Corinna Prokop, Slippen</i>	24

SPATIEN

<i>Roland Steiner, Fingerkraut, golden</i>	29
<i>Florian Seidel, Gedichte</i>	33
<i>Sudabeh Mohafez, Mit einem leichten Gurgeln</i>	38
<i>Berthold Neutze, Watch Your Language! u.a.</i>	43
<i>Regine Mönkemeier, Sein Haus</i>	45
<i>Bertram Reinecke, Übersetzungen</i>	48
<i>Tobias Sommer, P.F.</i>	50
<i>Christoph Pollmann, TRANSITHERZ</i>	55

Rittiner & Gomez, Bilder dieser Ausgabe

KONTEXT

<i>ankündigungen</i>	63
<i>zu den autorinnen und autoren</i>	64
IMPRESSUM	67

EDITORIAL

Gleim, der Tod und das Mädchen

Zu dem Thema kamen wir bei einer kleinen Diskussion um Johann Wilhelm Ludwig Gleims Gedicht mit dem gleichnamigen Titel.

An den Tod

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein *Mädchen*?
Kannst du nicht die *Mutter* holen?
Sieh', die Mutter sieht dir ähnlich!
Frische, rosenrothe Wangen,
Die mein Kuß so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod! was willst *du* mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!

Eine in seinem Umfeld¹ heitere Adresse, die in mehrfacher Weise die Aufnahme eines Dialogs mit dem Unvorstellbaren beginnt und es personifiziert.

Was ist vom Skandalon Tod geblieben? In den Beiträgen dieser Ausgabe ist Angst vor dem Tod nicht zu spüren. Da sind Betrachtungen über Gräber und Begräbnisse, Briefe und Gedichte in direkter Ansprache an den Tod, der Tod wird als Gast empfangen, man nimmt Abschied.

¹ erschienen in Johann Wilhelm Ludwig Gleim: Versuch in scherzhaften Liedern und Lieder. Nach den Erstausgaben von 1744-45 und 1749

Tod, wo ist dein Stachel? Auf geradezu provokative Art wird diese Frage neu gestellt.

Das Todesthema ist – wie beispielhaft in der Bilderserie von Rittiner & Gomez umgesetzt – oft auch mit dem Komplex Alter / Jugend, also einer Verfallsgeschichte verwandt. Mühelos könnten also einige Texte im „nichtthematischen“ Spatien-Teil hierzu gerechnet werden.

Wir freuen uns, Ihnen ein vielschichtiges Heft zu einem oft sprachlosen Thema präsentieren zu können, und wünschen Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre.

Hartmut Abendschein & Markus A. Hediger

AN DEN TOD

Martin Loosli

eject

konventionen, unstetes blut
was nicht rauscht, stockt nun: über
jahrzehnte

die ökonomie der gedanken
harmoniesucht
begradigung in forstwesen und
perimeter, nirgends die
wachheit der lichter; stumm die metropolen

vergessene grabmalkunst

kinder üben tiefe

status, gewählter
glaube, da und dort ein
medium, ferne
netze krängen weit und kein
hein nirgendwo

kinder üben tiefe, auch
entschwundenes, auch
gesang dabei: morgen war im vergangenem
jahr ein lieblicher tag

pigmentzerrieb im gegenlicht, vermauerte
beschaffenheit

raum, den wir zukunft nennen
zeit, nicht jetzt

module

in der stille der mongolei harter
husten, auswurf, reste einer romantischen
nacht: laufendes
verfahren an jemanden, der einst zu leben hat

träges grünes gas, werkstattgrosse
gruften; die nekrophile
erinnerung, du seist das
massengrab darin

geblitztes schwarzes licht umwirbt
hülle, haut: modulare
rotationsspiegelungen, was jetzt wird ist
keim

kornkreis nimm uns mit



Falk Andreas Funke

krause, der tod und das irre lachen

krause, der tod und das irre lachen

da steht ein schöner besuch vor der tür: der tod und das irre lachen. *dann kommt ihr mal rein und setzt euch hin*, sagt krause. er geht vor in die küche und macht kaffee. der tod trinkt schweisam und ernst, bleich wie er ist, in seiner schwarzen kutte. das irre lachen aber verschüttet beim irren lachen zuckend die hälfte des inhalts über den tassenrand. krause holt einen lappen. das irre lachen zeigt auf die pfütze, von der es bald schon vom tisch auf den boden tropft, zeigt dann auf krause und steigert sein lachen noch mal bis ins hysterisch-groteske. der tod räuspert sich. *entschuldigung*, sagt er zu krause, *man kann es nicht zu leuten mitnehmen, das irre lachen. wirklich, man blamiert sich zu tode. es war ein versuch – der versuch ist gescheitert – auf wiedersehn*. während im treppenhaus und auf der straße das irre lachen allmählich verklingt, trinkt krause alleine in der küche seinen kaffee. dann steht er auf, holt eimer und schrubber.

nach zwanzig jahren über den akten nimmt krause sich vor, das leben zu feiern

nach zwanzig jahren über den akten nimmt krause sich vor, das leben zu feiern. das wird ein rauschendes fest. was er da alles hineinpackt, wundert ihn selbst: liebhaber aus drei verschiedenen generationen (der jüngste schaut noch zu ihm auf) und endlich reisen: paris, dem er einmal unrecht getan, böhmen, das er ver-

nachlässigt hatte, dazu krakau, das eisige island und die baltischen republiken. auf den süden will er vorerst verzichten. das essen in feinschmeckerlokalen wird krause zur fröhlichen pflicht; mit den liebhabern, der freundin oder alleine. und erst das trinken! wie krause die besten weine genießt, oder die, die er bei seinem durst dafür hält. krause hat immer durst gehabt, jetzt wird er gelöscht; vor und nach den theaterpremierern, die krause natürlich alle besucht. er schaut auf die uhr. was, schon so spät? er ist doch noch gar nicht so richtig müde, und es wird bereits zeit, in den garten zu gehen. da sitzt schon der tod in seiner schwarzen kutte und schläft, die sense gegen den birnbaum gelehnt. krause prüft mit dem finger die schärfe der schneide. dann leckt er sich das eigene blut. der tod aber schläft wie tot. krause schleicht sich leise davon. er hatte doch irgendwo noch eine flasche... bestimmt bekommt der tod beim erwachen ja durst, und dann könnte man wohl vor der lästigen pflicht noch miteinander ein gläschen trinken.

krause geht über den amtsflur

krause geht über den amtsflur. wie oft ist er schon über diesen amtsflur gegangen? krause geht über den amtsflur, vorbei an einem sarg. krause stutzt und bleibt stehen; ein geöffneter sarg aus dunkel lackiertem holz, gespiegelt im glanz des linoleumbodens. krause schluckt. der verschmutzte hausmeister kommt und stellt ein brett an die wand, grüßt krause mit einem grinsen und sagt, wie immer lakonisch: der deckel.

*karuso, frau nase, krauses mutter und krause treffen sich in der
sterbeambulanz*

auf dem flur läuft ihnen eine steingraue greisin mit wirrem haar in die arme. sie fragt, wo es hier zum sterben gehe – bitte. man schaut einander betreten an. wer kennt sich schon aus in einer sterbeambulanz? endlich erscheint eine krankenschwester. sie nimmt die greisin bei der hand und sagt gereizt: aber frau düllmann, wo wollen sie hin? und im ton unterkühlter freundlichkeit an karuso, frau nase, krauses mutter und krause gewandt: ob man schon die erklärungen unterschrieben habe? gut, dann könne man ja die ausblutungszellen belegen. eine tür öffnet sich. zwei pfleger transportieren auf einer bahre den leichnam einer soeben verstorbenen frau. gesicht und hände sind kreideweiß, die augen lidschlaglos geöffnet. aus dem mund aber dringt ein rasselndes röcheln nach luft. krause senkt den kopf und atmet ein. lassen sie sich, sagt die krankenschwester, von der posthumen agonie nicht beirren. es geht der verstorbenen ausgezeichnet. wenn sie mir bitte folgen wollen? krause aber weiß nicht mehr, was er will. das gemeinsame sterben ist zwar beschlossene sache – aber warum? eigentlich hat er gar keine lust. wo überhaupt ist seine mutter geblieben? was ist mit frau nase? steht er hier nicht mit karuso und der krankenschwester völlig allein auf dem flur? karuso sagt durch ein gähnen hindurch: also dann... er legt sich auf eine pritsche, rollt sich routiniert ein und beginnt sofort zu schnarchen. sind sie nun auch bereit? fragt die krankenschwester an krause gewandt, ohne ihre ungeduld zu ummänteln. krause tritt vor. warum nur, fragt er sich, tue ich ständig dinge, obwohl ich sie eigentlich gar nicht will?

dann, noch in den letzten hohen tagen

dann, noch in den letzten hohen tagen, dieses desaster. ein abgestürztes libellenwrack verraucht auf den steinen. ameisen demontieren es. sie nehmen rache für ihre unfähigkeit, zu fliegen. krauses reise geht unter die erde, durch gänge mit wurzellicht. hauchdünn geädertes flügelgewebe wird zusammengefaltet und eingebracht in die vorratskammern eines bodenständigen volks. kein wort mehr von der tiefblauen gartenluft und der grillenmusik, in der man zu träumen gewagt hat.

der tod sitzt im garten

der tod sitzt im garten in seiner schwarzen kutte, deren kapuze er nicht abnehmen kann. er sitzt auf einem der weißen stühle, das stundenglas auf den tisch gestellt, die sense gegen die kante gelehnt, so sitzt er, zusammengesunken, vornübergebeugt, erschöpft. die viele arbeit, die ständigen hausbesuche und ewig das gleiche gejammer, das doch keinem nützt. da hat er sich zwischen zwei kurzen kassenterminen in einen garten gestohlen. mal zur ruhe kommen. das stundenglas rieselt so leise wie schnee und leiser noch schläft der tod einen todmüden schlaf. ob er wohl träumt? von den freien tagen nach dem jüngsten gericht? atmet er noch? atmet der tod überhaupt? oder ist er vielleicht selber gestorben? ist der tod tot? wer käme dann ihn zu holen, hinüberzuleiten in die andere welt? das bliebe wohl an seiner gehässigen schwester kleben, der endlosen alten, dem ewigen leben.

Dirk Schröder

Das Begräbnis

Ein Friedhof ist ein Platz für schadhafte Herzen,
der Rest ist Schild und Urkund, Kerbe und bläst,
der öde Wind, der über und über uns heult
und der Himmel mit seinen Massakern.

Der Himmel ist ein Platz für schadhafte Herzen.
Wenn die Seele versenkt wird, inhaliert sie -
der Geruch nassen Stoffs und feuchter Bretter -,
der Rest ist Schild und Urkund, Kerbe und bläst.

Eva Roman

Am Ende

Ich habe den toten Vogel zu spät entdeckt, ich hätte sonst das Rad herumgerissen, dann kam Post, aber sie war nicht von dir. Seitdem täuscht der Himmel mit dem kräftigsten Blau über die Kälte hinweg, zwischen den Gerippen winken noch rauschende Goldbäume, schwer wird es für sie sein uns zu erinnern, an das flatternde Grün, dass uns vor der Sonne schützte.

Nichts anderes umgibt mich stärker als die zwei Sekunden Stille und der Lichtfleck, gegenüber, an der vergrauten Brandschutzmauer. Jetzt bist Du versucht zu fragen, worum es geht, das aber war die Antwort, darum ging es, darum geht es.

Du kannst dir kein Jahr mehr vorstellen, bis kurz vor Ende, wenn die bunten Plastikvögel auf dem Christbaum ohne dich leuchten und du weisst, das war es, es war dein Jahr. Später wird jemand einen grossen Berg Erde von einer Seite auf die andere schaufeln, du wirst denken, wie einfach, dieses klare Blau, er aber begreift anders als du, du im Warmen, du, deren Jahr immer plötzlicher endet, als das der Anderen. Besser du gehst kein Risiko mehr ein, ausser dies eine, das du mit allen teilst.

Ich traf dich an der Mauer, neben dem halb abgetragenen Erdhaufen unter dem Goldbaum, ich dachte an das Knacken des zarten Vogelgerippes, daran, dass Post kam, die nicht von dir war und weiter, dass es enden würde.

Wir beschlossen, den Rest unserer Liebe unter uns aufzuteilen. Du schließt ein, noch immer im Warmen. Es änderte sich mit dem Winkel der Spiegelung, die den Sonnenfleck die Mauer verlassen machte. Hinter dir dieses Leuchten, dass ich nicht festhalten konnte. Ich nahm deine Hand, ich fühlte mein Loslassen.

Ich sagte dir, dass du mit dem Jahr gehen würdest, dir, die nicht weiss, dass Jahre plötzlich enden.

Ich wünschte dein Blick wäre stark genug gewesen, dir durch die Baumkronen den Himmel zu zeigen, du würdest besser verstehen, dass es unmöglich ist, zu bleiben.

Wenn Post kommt, weiss ich, sie ist nicht von dir. Es war im Sommergrün, als ich das erstmal die Fratze sah, die ich für einen flirrenden Luftvogel hielt, geschaffen aus der Hitze. Ich wünschte du hättest mir jenen Moment, den mein Luftgebilde vor mir versteckte, zeigen können, jetzt, da er in sich unsere wolkenblaue Zeit trägt, von der ich meistens und du niemals wusstest, dass sie so plötzlich enden würde.

Helge Streit

WIE GEHT ES IHNEN? MIR GEHT ES GUT.

Briefe an den Tod

1. Brief

Betreff: Terminvereinbarung

Schreiben Sie:

Sehr geehrter Herr Tod blablabla,
betreffs Ihres Ersuchens um einen Termin, sehe ich mich außerstande – nein, das ist falsch, ganz falsch, sehe ich mich gezwungen, auch nicht, niemand zwingt mich, habe ich Ihnen mitzuteilen, dass zur Zeit mein Terminkalender, schreiben Sie, zur Zeit leider kein Termin für Sie frei gemacht werden kann Punkt! Geben Sie mir eine Zigarette! - Beistrich, da ich gerade in einer wichtigen Umstrukturierungsphase meines Unternehmens stecke. Nein, ich stecke nirgends, ich reagiere vollkommen frei, autonom! Mich befinde. Schreiben Sie: mich befinde und ich auch aus privaten Gründen, die mir im einzelnen anzuführen die Zeit fehlt - Geben Sie mir eine Zigarette - Ach, ich habe doch schon Ha! Ha! Wo war ich? - Ach, ja, auch aus privaten Gründen nicht möchte zur Zeit auf Ihr Ersuchen um einen dringlichen Termin - ah, zu entsprechen.

Hochachtungsvoll blabla.

Drucken Sie das aus, ich unterschreibe es dann!

2. Brief

Wer also? Hoffmann oder doch Peters. Ich bin ihnen in die Quere gekommen. Ich bin schon vielen in die Quere gekommen in meinem Leben. Meistens war ich dann der, der zuletzt gelacht hat. Diesmal also ist es anders? That's life. Du siehst, ich nehme es

sportlich. Es ist Hoffmann, stimmt's? Gefährlicher Bursche, ich wusste es immer. Aber Angst hab ich nie gekannt. 31 nur. Ganz schön hart. Oder doch Peters? Du schickst doch nicht irgendeinen besoffenen Autofahrer? Das wäre nicht fair. Ich habe dir genug Anlässe gegeben, mich auf anständige Weise zu holen. Und ich beklage mich nicht. Dürfte dir auch nicht oft passieren in deinem Job. Meinetwegen kann's auch dieser Dr. Richard sein, du weißt schon, dieser meschugge Zahnarzt. Obwohl ich es dem gar nicht zutraue. Aber manche Männer sehen rot, wenn man es mit ihren Frauen hat. Du siehst, an Auswahl mangelt es wahrlich nicht. Nur lass es bitte nicht irgendein besoffener Autofahrer sein!

3. Brief

Lieber Tod,

wo warst du neulich? Mutti hat heute geweint. „Warum muss ich das noch erleben?“, hat sie immer wieder gesagt. Ich kann ja alles hören, nur ich selbst kann mich nicht verständlich machen. Der Arzt hat Mutti gesagt, dass mein Zustand sehr kritisch ist. Vielleicht kommst du ja noch heute Abend. Ich warte auf dich.

Deine Julia

4. Brief

Hil!

Hab gehört, du suchst mich. Naja, ich bin jetzt wenig zuhause. Kannst dir ja schon denken, wieso. Mensch, mich hat es erwischt! So eine wie die Dani findest du nur einmal in deinem Leben. Du siehst, du kommst mal wieder ungelegen. Hör zu, ich habe nachgedacht und ein bisschen gerechnet. Du hast mich ja ohnedies eine Ewigkeit. Wenn du davon ein paar Jahre abziehst, verlierst du gar nichts. Es bleibt ja deswegen immer noch die

Ewigkeit. Aber mir wäre mit ein paar Jahren sehr geholfen, gerade jetzt, sagen wir fünf Jahre, oder meinetwegen auch nur drei. Das mit der Liebe hält ohnedies nicht lang. Aber du, das Telefon klingelt. Bestimmt ist das Dani. Also, ich muss Schluss machen. Versprich mir, dass du es dir noch einmal durch den Kopf gehen lässt.

So long! Rick

5. Brief

Das Beste hast du dir ohnedies schon genommen, die Kindheit und die Jugend. Damals habe ich keine Sekunde daran gedacht, sie festzuhalten. Glaubst du allen Ernstes, dass ich mich jetzt noch an die paar armseligen Jahre klammere?

Fast schon zur Gänze deine

Paula

6. Brief

Sehr geehrter Herr!

Wenn Sie mich weiterhin belästigen, wende ich mich an meinen Rechtsanwalt. Der Herr Dr. Möwig ist Ihnen ja hoffentlich ein Begriff! Ich verklage Sie auf Hausfriedensbruch! Nehmen Sie bitte endlich zur Kenntnis, dass ich gesund bin! Kümmern Sie sich gefälligst um die, die verdienen, dass sie das Zeitliche segnen. Meine Gemahlin ist 74, raucht seit frühester Jugend wie ein Schlot und lebt auch sonst ungesund. Ist das etwa, was Sie unter Gerechtigkeit verstehen?!

Ich hoffe, Sie lassen sich das eine Warnung sein.

Hochachtungsvoll

Dr. W. R. Braunfels

Anbei:

Ärztliches Attest

7. Brief

Dann machen wir uns eine Gaudi, wenn wir das ganze verlogene Getue sehen. Ich habe ja das Geld gespart, dass es ein richtiges Fest wird. Wetten, dass die Erni behauptet, sie hätte das Begräbnis bezahlt, nur damit man sie wieder bewundert. Immer hat man sie bewundern müssen, während ich das Ekel war. Dabei werden sie jetzt weiß Gott was für einen Schmarren von mir daherreden. Wie tüchtig ich immer war und immer hätte ich allen geholfen. Das sagen sie aber nur, damit sie die Erni desto mehr bemitleiden können. Du wirst sehen, genau so wird es sein. Und du und ich, wir schauen uns das dann alles an und lachen uns eins.

Dein Dieter

8. Brief

Mir wollen sie ja einen Strick draus drehen, weil das Sünde ist und so. Aber zum Beispiel das Gerede von Jesus Christus, das war doch nichts, als ein raffiniert gesponnener Selbstmord, um am Schluss wieder als der Bessere dazustehen. Wie ich diese Streber hasse! Aber dir ist es ja egal, du nimmst jeden, das wenigstens ist einmal gerecht.

9. Brief

Sehr geehrter Herr Tod!

Wie geht es Ihnen? Mir geht es gut. Obwohl, ein bißchen war ich Ihnen schon böse, weil Sie mir meinen Fips weggenommen haben, der niemandem etwas zu Leide getan hat, und ich habe Ihnen deswegen erst gar nicht schreiben wollen, habe mich jetzt aber doch dazu entschlossen und möchte Sie aufs Innigste bitten, daß Sie mich jetzt auch holen kommen, damit ich meinen Fips wiederseh.

Peter bekommt die Wohnung und bezahlt die Susanne aus, das haben wir alles schon vereinbart.

Hochachtungsvoll

Ihre Karoline Kerner

Postskriptum: Seien Sie bitte so nett und sagen Sie meiner Nachbarin, der Frau Heidi Röhm Bescheid, wann Sie kommen möchten, damit ich nicht lange in der Wohnung liegen muß und recht bald gefunden werde.

10. Brief

Geht's dir noch gut?! Ich meine, ich mache den ganzen Scheiß durch, und jetzt, wo es endlich besser wird, kommst du daher!
M.

11. Brief

(Vom Leser zu schreiben)

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

.....

Helmut Schulze

Dir ge... widmet

I

totem
zugehörig
die form einer
eidechse
im sonnenlosen
treppenhaus

steigen
ist auch ein
hinab

scheinbar

II

dich nennt das leben
- warum also : tod?
wie nennst du selbst
das leben? : leben

deine steine
haben keine namen
als die der lebenden
als der gebenden

namen-nehmer
will ich dich nennen
du die schwelle
zwischen ja und nein

die null in der
lebensrechenkunst
und eben darum
adam RIESE

III

er beschließt
es sei zeit
heimzukehren

doch vorher sollte er
vielleicht noch
einen stein auflesen
ihm einen namen geben

ihn bei sich behalten
für den rest der nacht

IV

der kleine finger
der rechten hand
wischt versonnen
über den schreibtisch
asche hinfort

wie sagtest du:
unter der eiche
ganz hinten
die mit dem knie
wenn ich mal
nicht mehr bin

schwarz nun
die tischplatte
halt! noch ein
letztes wischen
mit dem zeigefinger

V

ich hab' mich
tot geträumt
und lag so blaß
und seelen-
ruhig
ich konnt'
mich seh'n
und sehnte mich
nach dieser
seelen-ruh'
ich hab mich
wachgeträumt
ich bin auch das
gewesen, was
sein ich werd'

Corinna Prokop

Slippen

„Meine Krankheit glich einer Nahtoderfahrung“, sagte Teff Kilani und ein Protokollant notierte.

„Inwiefern?“

„Ich erhielt eine erste Einsicht in meine Krankheit als ich mir das Gesicht rasierte“, sagte Teff Kilani.

„Inwiefern?“

„Mein Gesicht erreichte eine Dimension, die mein Badezimmerspiegel nicht mehr zu fassen wusste. Zuerst glaubte ich an eine Verzerrung der Wahrnehmung, verursacht durch eine Beule im Spiegel. Und auch mein Tastsinn, ich tastete meinen Kopf ab, verriet mir, dass der Spiegel mich belog.“

„Und was geschah dann?“

„Ich dachte nicht weiter darüber nach und rasierte mein Gesicht zu Ende. In der Küche setzte ich Kaffee auf, nahm eine Tasse aus dem Schrank und ließ sie zu Boden fallen. Da wusste ich, dass ich sterben werde.“

„Sie haben doch Selbstmord begangen, Herr Kilani. Sie sind aus dem Fenster gesprungen.“

„Ich beschloss, meinem Leid ein Ende zu setzen, bevor mich der fratzenhafte Tod ins Grab rief.“

„Haben Sie keinen Arzt konsultiert?“

„Doch. Er bestätigte meine Annahme.“

„Und er konnte Ihnen nicht helfen?“

„Nein. Wenn man einmal so weit vom Göttlichen entfernt ist, gibt es keine Möglichkeit, die Verbindung therapeutisch wieder herzustellen. So war es vorbestimmt.“

Malk|rop|sie *die*;- , ...*ien*: (Med.) Sehstörung, bei der die Gegenstände größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind; Ggs. ↑ Mikropsie

„Sie wussten also, dass Sie sterben, weil die Verbindung zum Göttlichen durch Ihre Krankheit unterbrochen wurde.“

„Gestört wurde.“

„Inwiefern?“

„Die Anamnese wurde gestört. Ich konnte mich nicht wiedererinnern.“

„Woran?“

„An die Ideen, die ich während meines pränatalen Seelenflugs schaute. Die Abbildungen der Ideen in der Welt sagten mir nichts mehr über die Wahrheit aus. Ich hatte nicht mehr teil am Göttlichen.“

„Leiden Sie noch immer daran?“

„Der Tod heilt alle Krankheiten.“

„Doch Sie haben sich für das Slippen entschieden. Demnach sind Sie nicht wirklich tot.“

„Deswegen sitze ich hier.“

„Wann sind Sie geboren?“

„Am 2. Mai 1904.“

„Verheiratet?“

„Nein.“

„Kinder?“

„Keine Kinder.“

„Irgendwelche Sünden außer dem Selbstmord?“

„Ich war Soldat.“

Slip|pen *das*; -s: 1. Änderung der Fallrichtung beim Fallschirmspringen. 2. ↑ Slip (4)

„Wurden Sie für den Nahkampf ausgebildet?“

„Ja.“

„Das prädestiniert Sie für den Umgang mit jenen, die noch Hoffnung haben. Wenn Sie jetzt hier unterzeichnen würden. Haben Sie noch Fragen?“

„Was mache ich mit Selbstmördern, die nicht auf der Liste stehen?“

„Jene Individualisten bitten Sie um ein persönliches Gespräch.“

Datum: Tue, 21 Aug 2006 13:20:19
Von: tessamallarme@gmx.de
An: grimreaper@yahoo.com
Betreff: an den Tod

Sehr geehrter Herr Tod,

ich schreibe Ihnen aus Verzweiflung. Ich heiße Tessa Mallarmé und bin 19 Jahre alt. Aus Umständen, die ich hier nicht näher erläutern möchte, sehe ich mich genötigt, meinem Leben ein Ende zu setzen. Da meine vorangegangenen Suizidversuche allesamt gescheitert sind, man rettete mich wider Willen, suche ich Ihren Rat. Ich möchte dieses Mal nichts falsch machen und schwanke zwischen dem Wasser- bzw. dem Feuertod. Was können Sie mir empfehlen? Gesetzt den Fall, ich stehe ohnehin auf Ihrer Liste, warte ich auf Ihr Kommen. Wenn nicht, hoffe ich dennoch auf ein baldiges Zusammentreffen.

Ich dränge Sie inständig, meiner Todessehnsucht nachzukommen, und verbleibe mit freundlichen Grüßen

Tessa Mallarmé

P.S.: Um Antwort wird gebeten.

Datum: Tue, 21 Aug 2006 19:11:45
Von: grimreaper@yahoo.com
An: tessamallarme@gmx.de
Betreff: RE: an den Tod

Liebste Tessa,

leider stehst du nicht auf meiner Liste. Ich kann dich also nicht holen. Dennoch hat mich deine Mail tief berührt und ich möchte dich gerne treffen. Sag mir wann und wo.

The Grim Reaper

Während Tessas prämortaler Begegnung mit dem Sensenmann auf dem Balkon ihrer Wohnung machte sich ein doppeltes Gefühl in ihr breit, das auf Zuneigung beruhte. Sehnte sie sich zunächst nur nach dem Tod, doch nun mit jenem wundersamen Mann bekannt gemacht, drängte sich ein Wunsch in ihr Bewusstsein, bei jenem zu verweilen. Auch er war nicht abgeneigt.

Nach einer langen Unterredung überzeugte sie ihn schließlich von der Notwendigkeit ihres Ablebens, so dass er ihr den Kopf abschlug. Ihren Körper ließ er liegen, während er sich ihrer Seele annahm. So verweilte ihr Geist bei ihm und auch sie war von der Tatsache, vom Tod getötet worden zu sein, angenehm berührt. Nachdem sie sich zärtlichst an den jeweils anderen herangetastet und sich gegenseitig für begehrenswert empfunden hatten, beschlossen sie eine Liebschaft einzugehen.

Nachdem sie eine unglückliche Nacht miteinander verbracht hatten, unglücklich deshalb, weil die Berührung durch und an einem Geist unmöglich war, senkte sich Tessas Kopf in Trübsal. So überlegten sie sich eine Möglichkeit der Anschaffung eines unsterblichen Körpers. Als Teff zum Nachdenken und zum Rau-

chen auf den Balkon hinausging, erblickte er einen Engelsmarsch. Nach ihren Beweggründen fragte er nicht, doch der Anblick der sich im Schritt auf- und abwippenden Engelsflügel brachte ihn auf eine Lösung. Wo Engel waren, da lauerten auch Dämonen. Und so hielt er Ausschau nach einem weiblichen Dämonenkörper, dem er die Seele entreißen und den Leib der geliebten Tessa für deren Unsterblichkeit schenken konnte. Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, ließ sie vom Balkon fallen und stürzte sich der im Flug erneut aufglühenden Kippe hinterher. Da er Tessas künftigem Körper keine allzu großen Schäden zufügen wollte, überwältigte er den weiblichen Dämon, der auf die Engel lauerte, und würgte ihm die Seele aus dem Leib.

Tessa war überglücklich über den Körper, den Teff ihr brachte, auch wenn ihr Hals von Würgemalen gezeichnet war. Doch wenigstens bewohnte ihr Geist nun einen Körper, dem der unsterblichen Qualle Turritopsos Nutricula nicht unähnlich, die sich im Alter wieder verjüngt und dementsprechend erst stirbt, wenn sie gefressen wird. Warum er keinen Engel brachte, fragte Tessa. Weil er jenen nicht penetrieren könne, sagte Teff.



SPATIEN

Roland Steiner

FINGERKRAUT, GOLDEN

D. T., als Feuerwehrmann tadellos, selbstvergessen und ludophob, half auch mir beim Übersiedeln verwandtschaftlicher Bürde. Freiwillige verabscheue er, nicht nur, weil sie nach der Zahl ihrer letzten Einsätze mit Glace' entlohnt würden, sie dämpften bloß Narben, während er alles lösche. Sein profanerer Bruder L. hatte ihn vermittelt. Er tauchte weithin sichtbar vor dem Haus für 307 Durchreisende in dem von einer anderen Lebenshilfe geliehenen Kastenwagen auf. Wie er auch den Kranwagen seiner Feuerwehr selbst lenkte, an Ort und Stelle salutierte, bereits Devastiertes aufbrach, Glosendes radierte, ein Ende setzte, wieder salutierte mit seinem trotz Falten kindlichen Gesicht, den Einsatzwagen zurückbrachte und dorthin ging zu Fuß, wo auch einer wie er hausen musste: es hieß, am oberirdischen Ufer eines Erzbergwerkes. Sein profaner Bruder wusste es nicht, weil er selbst entweder vagabundierte, hier und da Speisen und Getränke aufstischte oder verliebt war, ständig offener Arme, während D. T. ein Singular in unbekannter Wabe blieb. Trotz angespannter, der Erdkrümmung ähnlicher Eisenmuskeln, umfasste er meine in Rabbatterde verkrallten Oleander sanft, Agaven und Sukkulenten, lebenden Steine und Kakteen in Sand, um sie fort zu schaffen, lebend. Unbemäntelt, beinahe transparent siedelte er die Gewächse über und stellte sie anderswo vor meine vollendeten Tatsachen: ein Haus mit raren Bewohnern. Die alte Potentilla aber fehlte. L. schleppte Bett, Mobiliar und rotes Leder, ohne dabei übermenschlich zu werden oder hernach delirant zu opponieren. Vor den angrenzenden Wettlokalen säuselten und zischten die

Kommissioniere, feixten die alten Drogentrojaner, im Sportklub neben dem Hauseingang stand Rauch über matt fleckigen Kartenspielerhänden, davor lag ein aufgespießter Schwanz eines halbabgezogenen Fuchses, nirgendwo loderten gelbe Blüten: Die Potentilla blieb verschwunden. D. T. fuhr seine Hände ein. Ich wollte ihn bezahlen oder zumindest einladen. *Dann wäre ich Nekros, und du Phil*, antwortete er breit grinsend unter seinen Falten wie Strichcodes, stieg in den Lebenshilfe-Wagen und war dahin. Gemeinsame Sache zu machen mit D. T. schien unmöglich, legte sich jedoch jäh in meine Vorstellungswelt, spitz und wund.

In jener ersten Nacht im neuen Zuhause – über einem Brückenkopf war ein Waffenstillstandsabkommen besiegelt worden – lag ich auf dem bereits wieder zusammengebauten Bett und schrieb, den Blick ob humanoider Einsamkeit immer wieder auf die irgendwie angesengte Decke und zu den neuen, ans Fenster gelehnten Margeritenstöcken hindrehend, den ersten Brief an ihn. Hör auf, in meinen Vorstellungen ein Kind zu sein oder eine enge Höhle im Staub, schrieb ich und kam kaum weiter. Und da niemand wusste, wo er hauste, stellte ich am nächsten Tag den Brief in einem braunen Kuvert mit seinem kargen Namen beschriftet in meinen eigenen Postkasten, in der Hoffnung, einer der dutzenden Aushilfskräfte würde ihn kennen. Der Brief blieb, bald an die Fachrückseite tapeziert kleben, bedrängt von Werbung und Drucksachen loser Worte.

Die Tage wurden kühler, die unkuvertierten Briefe intensiver, die Beine geschwollen, meine Augen abgetakelt. Ich sinnierte über Zweckverbindungen arbeitsteiliger Struktur vs. verpflichtende Arbeitsteilung, mein Dasein gestaltete sich spiegelbildlich, bald klandestin selbst im Schlafwandeln. Eine neue Front war zu eröffnen.

Wie die Kampagnenreiter mit digitalen Schnellfeuerwaffen und Fotomädchen im Köcher allerorten sich kurz wie Schnittblumen einstellen, künstliche Nacktheit in angezogene, gewandte Natur pflanzend als leere Raserei, ehe sie wieder überschlafen werden: Das sah ich noch, alles andere war gefangen in einer intimen Beziehung zu einer fehlenden Potentilla und wütenden, dürrer werdenden Sätzen ohne Briefkopf. Die Zimmerpflanzen strickten an Sachen, die ich nicht anziehen wollte, das wenige Mobiliar versteckten, die ich auftrennen und zu dicken Kniestrümpfen umändern werde, fieberte ich. Die nahen Anstaltsgebäude wurden teils bunt gestriegelt, teils geraubt, Bläue fiel ab und Säuren dem Rande anheim. D. T. zu einer schmerzwütenden Fehlkonstante.

Ich fand L. an einem Weinbrunnen. Im Schatten von Kastanien, im selben Schatten, schien mir, wo ich meine Wohnung telefonisch aufgespürt (und in ähnlichem Schattenwerk D. T. zwecks Übersiedelung bezogen) hatte. ‚Gesund oder Krank‘ hieß ein Spiel, welches die narkoseverwöhnten Kinnladenbeutel am Nachbartisch spielten. Raben oder Krähen oder Dohlen oder stolze Amseln hackten in Luft und am Kiesboden nach nahrungsaffiner Pathologie. L. war, Braten, Kochfleisch und Humpen balancierend, in seinem Element, stolz, redselig hier, doch auf meine Adressenbitte D. T. betreffend hin schweigsam. Immerhin erklärte er mir, als es gegen 23 Uhr ging, dass jede, auch nur Bezirkszentrale der Feuerwehr keine privaten Anrufe, geschweige denn Briefe durchstellte, Zivilpersonen keinen Zutritt hätten, auch er nicht.

In der Schnellbahn fuhr ich nachhause als wankender Geist. Meinen bloß Kargheit und Sonne abnötigenden Pflanzen zu Trotz hörte ich auf 90 Dezibel ein Gewitter Volksmusik der Vojvodina und des Banat. Spätherbstmonster zischten durch mein sogenanntes Wohnzimmer, die neue Front, und Türen und

Fenster balzten um endliche Zuwendung, die Decken unten wie unbewohnt oben grölten: *Verloren*, den; *Potentilla*, die.

Jäh in der Frühe Blitze durch organischen Pelz: Meine Arbeitsmarktanalysen lägen schief, der Kontrakt werde ausgesetzt. Die tapezierten Briefe ohne Adressenteilhaber, Schluss hin ohne Absender, harrten wie kleine Huren in einer brandbeständigen Metallschatulle den Briefkasten ausfüllend. Und die blütenkonkurrenzlosen Hartgewächse lachten hohl.

D. T., Vater, Großvater, schrieb ich, Du Mutter, schrieb ich, hör auf, in Verstellung mein Kind zu sein, Staubhöhle, Monster, schrie ich außer jeder Norm, Finger, Finger, Kraut, du... als ich die Rauchsäule sah, nicht weit von hier, aus dem Schlund eines Wolkenkratzers loderten gelbe Blüten, und ehe ich den Verstand verlor, den beleckten Köter –

- Rückenwirbelverletzung ... offenbar schlafwandelnd geprellt worden ... Gras federte den Sturz ab ... erinnern kann er sich an den Vorfall, den Fall nicht ... jedenfalls das Fenster eines *Kindes* geöffnet, hinausgeklettert aus den *Eltern* und dann abgestürzt ... das Feuer wurde bis zum Garaus stabilisiert ... die Bergung des Versengten war schwierig ... *Nekros* und *Phil*, die Eltern des Kindes trafen –

D. T., als ich die Etagen eines Wolkenkratzers zählen wollte, von außen, von oben

Florian Seidel

Atlas der Datenschatten, Trojaner und Infektionen

Die künstlichen Tiere lieblich
in hängende Gärten kopiert: Eidechsen und Vögel
Das Licht, als glühte die Erde,
bestrahlt von zwei Monden.

Keiner, der den Anfang verschiebt
mit einem weiteren Satz.
Da hast du sie nun
deine Gelegenheit zum Aufwachen.

Du hast Angst.
Ich weiss es,
aus der Katzensicht
meiner sieben Leben.

Fürchte dich nicht.
Die Ratten sind gefüttert, der Käfig ist geputzt.
Also los. Ein letzter Schluck und ab in die Hügel,
Angesteckt von einem Leben.

Ein Spiel bestimmt den kosmischen Raum.
Du, das Kind der Kameras, Lichtschrangen und Datenleser.
Und ich dein trojanisches Pferd im Datengarten.
Ich dichte dir Geschichten an.

Mein Herz ist rein.
Deine Eidechsen können nichts sehen,

auch die Virensucher nicht.

Du gehörst dir nicht. Keine, die du sein willst.

Deine Vögel fliegen tiefer,

können aber nichts finden. Du versteckst dich!

Du löschst mich nicht.

Sag das deinen Eidechsen und Virenscannern.

Ich dichte dir Geschichten an;

Kind der Kameras und Datenleser.

Mein Herz ist rein. Hundert Punkte

und nur die befreite Farbe verglüht.

Cortina

I.

Wir sehnen uns satt. Wir bleiben hungrig.

Du machst mich schön. Du verschenkst dich nie.

Du spielst mir nichts, verletzlich und warm.

Wer sich hingibt hat verloren.

Und wir trinken vom Blut unserer Herzen und trinken nicht.

Ich wünsche dir Liebe. Alle zündest du an und gehst.

Du fliehst den Schmerz. Kind, das die Welt in Ordnung tanzt.

So lieben wir zwischen immer und nie.

II.

Wir teilen den Schmerz und das Licht.

Wir führen uns blind vom Salz deiner Lippen,

Wir berühren uns nicht und verbrennen.

Wir führen uns blind durch verbotene Gärten.

Unsere Schatten werden noch dort sein und sich lieben

wenn uns längst schon Sonnen und Sterne verwarfen.

III.

Auch wenn für mich in der Arche kein Platz war.
Ich versteck dir einen Kuss unter dem Herzen
und eine Hand im Haar für die sieben mageren Jahre.

Wir machen die Versprechen der Liebe wahr.
Staub und Flügel für deinen kranken Wirbel,
mehr haben wir nicht. Wir verbrennen.

Du überlebst mit einem Lächeln. Dir werden Leben geschenkt,
das macht es dir leicht. Die leichten Leben der Flüchtigen.
Aber ich errate dich von neuem in jeder deiner Wiedergeburten

IV.

Sieben Nächte weiter wartet mein Herz,
das dir die Sterne verrückt und den Himmel verstellt.

Wir trinken Tränen, wir trinken Licht.
Die Liebe hinterlässt auf mir deinen Schatten.

Dein Blut lässt mich leuchten.
Aber kein Glück gelingt mir. Ich töte was ich liebe.

V.

Wehrlos schlägt mein Herz verzweifelt tief in dir.

Wir haben genug verschwendet.

Warm liegt mein Traum vertraut an deinem.

Wie mein Körper warm an deinem liegt.

Vertrau der Nacht ein letztes Mal, vertrau ihr,
um nicht doch leben zu müssen. Noch haben wir Angst.

Wir sind uns verboten. Wir üben verwünschen
die Wiedergeburt. Üben zum höchsten Preis.

Sudabeh Mohafez

Mit einem leichten Gurgeln

Ich kannte keinen von beiden und sie starben nicht am selben Tag.

Ich war es, der dann aber am selben Tag von ihrer beider Tod erfuhr, weswegen sie auf eine eigentümliche Art in mir zusammengefunden haben, obwohl es zu ihren Lebzeiten bestenfalls Leute gab, die sowohl sie als auch mich kannten, wovon allerdings weder sie noch ich etwas wußten, so daß dieses posthume Zusammentreffen der beiden in meiner Person doch ein merkwürdiges, vielleicht in Zügen sogar befremdliches Ereignis darstellte.

Sie starben an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, und sie hatten etwas gemeinsam: den Namen.

Als der Anruf kam, in dem man mir von Adolf Martens Tod berichtete - friedlich sei er gestorben, im Schlaf und nach einigen doch eher unruhigen Tagen und Nächten, mit einem fast glücklich zu nennenden Lächeln auf dem Gesicht - blieb ich an diesem Namen hängen. Ich hatte den alten Herrn, einen Großonkel meiner Mutter, noch nie gesehen, konnte mir also weder das fast glücklich zu nennende Lächeln, noch die eher unruhig verbrachte Zeit, die ihm vorangegangen war, so recht vorstellen. Was mich mit ihm verband, war nicht mehr oder vielleicht besser: nicht weniger als eine Geschichte.

Seinen Namen aber, den hatte ich nur Stunden zuvor bereits gehört, als Gebhardt anrief.

Daß Gebhardts Schwiegervater auch Adolf hieß, war in der Tat um einiges erstaunlicher, als es bei Adolf Mertens der Fall war, denn letzterer wurde bereits 1913 geboren, zu einer Zeit also, als Adolf nicht viel mehr als ein beliebter Modename und kein weiter mit Schrecken verbundenes Wort war, wohingegen Gebhardts Adolf, oder genau genommen Lydias Adolf, denn er war ja Lydias Vater und vom Gebhardt nur der Schwiegervater, der also kam erst 1948 zur Welt und ist noch im selben Jahr auf eben diesen Namen getauft worden.

Den Anruf wegen des Großonkels erhielt ich lediglich, weil entfernte Verwandte auf der Suche nach meiner Mutter waren, um ihr von diesem Todesfall zu berichten. Sie war in Urlaub und also riefen sie mich an. Ich habe, nachdem das Gespräch beendet und angemessen viele Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, noch eine Weile in Gedanken versunken am Fenster gestanden, denn, wie mir da erst bewußt wurde, war mit dem Adolfonkel auch die Geschichte, die von ihm handelte, zu Ende gegangen, und sie war, wenn auch still und entfernt, immer Teil meines Lebens gewesen.

Es war die Geschichte vom strahlenden, tapferen, kriegsversehrten und, das war das in steter Regelmäßigkeit wieder auftauchende Wort, blutjungen Assessor Adolf, der schon 1940 einbeinig von einer nie genauer bezeichneten Front ins heimliche Schleswig-Holstein zurückgekehrt war und dort beim Landrat die Stelle eines Sekretärs angenommen hatte, nur um kurze Zeit später, ich glaube, es muß so gegen zweiundvierzig

gewesen sein, als der Landrat starb, dessen Posten zu übernehmen. Der Höhepunkt der Geschichte ist immer der ausführlich geschilderte Familienstolz darüber gewesen, daß der Onkel Adolf nie der Partei beigetreten sei. Wie es ihm gelingen konnte, sich mit den Herrschenden sowohl vor, als schließlich auch nach Kriegsende gut zu stellen, so daß er bis weit in die siebziger Jahre hinein sein Amt noch innehatte, darüber habe ich nie ein Wort vernommen, selbst nicht, als ich, aufmüpfig in meinen frühen Zwanzigern, kritische Fragen zu stellen begann. Und nun war also der Onkel Adolf, der nie in der Partei gewesen war, der nur ein Bein hatte, das eine, das ihm der Franzose oder der Russe, wer weiß das schon so genau, zum Glück nicht auch noch weggeschossen hatte, der Großonkel Adolf, der klug war, der sieben Kinder gezeugt hatte und viel Gutes für Schleswig-Holstein getan hat zu Lebzeiten, der war nun also tot und hatte seine Geschichte mit ins Grab genommen. Vorm Fenster dunkelten die Wolken ein und ich wußte nichts anzufangen mit mir, mit dieser zu Ende gegangenen Geschichte und auch mit dem ganzen restlichen Abend dann nichts mehr.

Bei Gebhardts respektive Lydias Adolf standen die Dinge anders, denn zum einen war dieser Adolf am Suff und nicht am Alter gestorben, auch wenn niemand das so deutlich sagte, jedenfalls nicht gleich, zum anderen war er ja gerade erst achtundfünfzig Jahre alt oder besser: jung gewesen und eigentlich war das alles ein großes Trauerspiel.

Daß ich diesen Anruf bekam, war weit naheliegender, weil Gebhardt und ich nicht nur zusammen arbeiten, wir angeln auch gemeinsam und das schon seit Jahren. Gebhardt ist ein stiller Zeitgenosse, einer dem es leichter fällt, mit einem Lächeln im

Augenwinkel etwas zu sagen, als Worte für etwas zu finden, das ihn bewegt. Es kann geschehen, daß er während eines ganzen gemeinsam am Hölzernen See bei Neubrück verbrachten Wochenendes nicht viel mehr als guten Morgen, gute Nacht und ein paar Mal guten Appetit sagt.

Gebhardts brummige Stimme drängte sich förmlich durchs Telefon. Er war aufgewühlt, so viel stand fest, denn er stieß pausenlos Worte aus. „Er ist tot“, sagte er zum Beispiel, „der Adolf ist tot.“ Dann sagte er es wieder, wandelte es ab, nahm eine Kurve und kam wieder zurück: „Der Adolf ist tot.“ Ich fragte nach Lydia. Sie stehe neben ihm, könne nicht sprechen, sei noch ganz benommen, sie hätten es gerade erst erfahren. Adolfs Mutter, die er nie kennengelernt habe, die in einer Villa in Zehlendorf lebte, abgeschottet, von Dienern versorgt, „als lebten wir noch in feudalen Zeiten“, sagte er gepreßt, Adolfs Mutter habe angerufen, habe gesagt, er sei bei ihr zu Besuch gewesen, hätte beim Anblick eines alten Fotos plötzlich keine Luft mehr bekommen, hätte sich an den Hals, dann ans Herz gegriffen und sei umgefallen. Tot.

Zwei Wochen später saßen wir wieder am Hölzernen See, Gebhardt und ich. Der Tag war still, ein paar Mücken summten in der Nähe, ab und an, stiegen Luftblasen aus dem schwarzblauem Wasser an die Oberfläche, der Himmel schimmerte warm und grau.

„Sein Vater hat in Polen gearbeitet“, sagte Gebhardt plötzlich und nickte mehrmals dabei, als hätte ihm jemand widersprochen, als müsse er sich selbst bestätigen.

„Sein Vater?“, ich hatte keine Ahnung von wem er sprach.

„Adolfs Vater.“

„Was hat er denn gemacht in Polen?“

Mit geübten Bewegungen spießte Gebhardt einen Wurm auf den Haken, holte aus und schleuderte die nahezu unsichtbare Schnur aufs Wasser hinaus.

„Adolfs Sauferei...“, Gebhardt sah mich plötzlich an, schloß den Mund, warf den Blick wieder auf den See hinaus. „Den Schnaps hat er wegen seines Vaters gebraucht. Bis vierundvierzig hat der in Polen gearbeitet, von neununddreißig an. Danach ist er wieder Internist gewesen, hier in Berlin.“

Wir haben einen guten Fang gemacht an dem Abend und nicht mehr gesprochen. Nur die Flasche Schnaps, die Gebhardt, der sonst keinen Tropfen Alkohol trinkt, mitgebracht hatte, die haben wir leer gemacht zusammen. Dann hat er sie weit auf den See hinaus geworfen. Im Mondlicht schaukelnd, blinzelte uns das gläserne Ding kurz zu, dann versank es, plötzlich und mit einem leichten Gurgeln, im Wasser und die Welt um uns war wieder still.



Berthold Neutze

Watch Your Language!

Seine obere Gestalt verschraubte sich korkenziehern und ich wußte sofort um seinen Blick auf mich abzufeuern deutete er eine Antwort an auf eine ungestellte Frage und begann ein Lächeln irgendwo an verschiedenen Stellen und das rutschte zusammen als fatal glaubwürdige Miene Ich verwünschte mein Ungeschick Lärm mit dem Besteck erzeugt zu haben ich der ich immer Vorsichtige und sein Blick war mir vertrauter als geheuer Im Stimmendickicht eine Lichtung ein heller Nebel die Konturen verschwimmen lassend Licht durch die Hoftür kaum verdeckt eine Buschreihe unterm schalblauen Himmel so grün wie Weinlaub so herzlich wie einsam Die Saaldecke schwärzlich statt blendend und saugt mich an wie eine Trichterwinde nein und ich noch was soll nur wer den Absprung nicht schafft ich verwarte das einfach hier sitzend nicht lösend von diesen Augen reißen ein Dreieck in meine Brust zwei Augen tiefschwarz sollte ich sagen sind aber doch eher blau oder grün und nicht nein wie zwei dieser blöden Seen in die man ein oder ich kann mich einfach davon wenden ich brauche nur wegsehen siehst Du geht doch alles hinter mir ich kann mich einfach umdrehen er meint den hinter mir nein die Wand ich komme nicht wieso auch gibt es ein Gesetz und etwa eine Vollzugsbehörde er allein da sitzt doch allein da wie will er es werkstellen woher die Kraft wie angesetzt den Hebel die Notbremse und wo die anderen eben noch Stimmen ruhig zu ruhig für meinen stehe ich auf nein zu auffällig das könnte noch morgen den Termin bei wie heisst noch ach ein Traum konnte doch immer aufwachen wenn es gefährlicher ist noch halte ich ich die kleinen Stunden des nächsten Tages für

warscheinlich warum jetzt ja irgendwie ungemütlich wo ist er
kann ja nicht sein das plötzlich ich komme da nicht mit ich habe
doch noch und auch die Kinder und

Soziale Kompetenz

und Deine schartige kappe tief in die gedrückt Du und die
langen und blonden heraus strähnen herausschauen wundervolle
nase und das spaltige kinn vorgereckt als wolltest Du gleich und
verkniffen der purpurne schmoll und voll hohn? und voll
verachtung? und jetzt das ganze gesicht wie hinter einer sämigen
milchglasbutze du und du wächst mit den gestreckten
langstieligen kralligen händen zielend nach rechts ins tal? und
bräunlicher hauch entlassen heraus und windet zum und
umkreischt die schwarzigen seher mit den grau grauen pupillen
kalt und eine weiße brust bloß und Du wächst und wächst und
die hohen knarzigen gestiefel mit den goldgoldenen
schschschnallen hoch über mir wolken um Deine schattige
gewalt und dein kleiner achchchch unscheinbarer pfeil mit dem
federchen mit den buntfederchen in meiner wehen flanke nicht
zu fassen und das krümmt und das schmerzt so und alles ist so
grau wie eben nicht und alles so so fleckig und alles so so
tief und der staub in meiner meiner nase und ich will ich will
nicht so nicht so nicht so tief so schwarz Du
mit Deinem betäubungsgewehr

Regine Mönkemeier

Sein Haus

Eines Tages wirst du in mein Haus kommen, ich werde dir alles zeigen, die Bilder, die glänzenden Wände, das ganze Innere. Dann, wenn die Zeit gekommen ist und du nicht mehr warten kannst, wenn du dich einrichten willst, zwischen allen Ebenen, in einem Haus ohne Maß, ohne Keller, ohne Verstecke.

Er hatte es auf einem Spaziergang gesagt, auf der Anhöhe, wo der rote Ahorn roter noch leuchtete neben den weißen Armen der Windräder. Seine Worte, fast beiläufig erwähnt, erschienen ihr zunächst wie eine seiner überraschenden Ideen, doch waren sie auch zwingend und von einer Ernsthaftigkeit, die in ihr den Wunsch eingrub, schon dort zu sein.

Das Kreisen der Windflügel, der Möwenschrei, sie war bereits eingeschlossen in den Kreis, der seinen Umfang immer wieder änderte, die Farbe, den Schmerz, die Anzahl der Zugänge.

Sie hatte ihn erst kürzlich kennengelernt und fühlte sich ihm auf unerklärliche Weise verbunden, ihm, dem Fremden, der so selbstverständlich von ihren Gedanken Besitz ergriffen hatte. Sie folgte nicht ihren Wünschen, verschloß sich der Wirklichkeit, wagte jeder Vorhersage entgegen, einen nutzlosen Anfang und war dadurch von neuer Kraft durchstrahlt, so daß sie auf den Gebrauch von Arzneien gänzlich verzichten konnte.

Sein Haus lag hinter dem roten Ahorn, wie konnte sie es bisher nicht bemerkt haben. Sie betrat es durch eine Kassettenholztür, wie sie in dieser Gegend am Anfang des vorherigen Jahrhunderts üblich war. Nie hatte sie an ein bürgerlich anmutendes Haus gedacht, mehr an das Bild, das sie sich in jenen Stunden zusammengesetzt, in denen sie ihn herbeigesehnt und es erbaut hatte

aus der Erinnerung an sein Lachen.

Gleichwohl war sie gänzlich unvorbereitet, alles in dem Haus war ungewöhnlich, die Wände aus Glas, aus einem Glas, in dem sie sich nicht spiegeln konnte, sie war plötzlich ohne Gesicht, ohne Stimme und ihre Augen, blauweißen Perlen gleich, lagen auf einem schmalen Tisch, der wie alle Schränke und Stühle ebenfalls aus Glas bestand.

Sie legte die Augen in ihre Hände, hielt sie vorsichtig an ihren Körper, was sie erregte, denn sie konnte plötzlich in sich hineinsehen, in alle Kammern, die waren fast leer.

Er befand sich nicht in dem großen Raum, nicht in den angrenzenden, sie wartete geduldig, sie suchte ihn nicht - auch kein verbotenes Zimmer.

Sie nahm Töne wahr, die sie bislang nicht gehört hatte, Töne, außerhalb von Form und Rhythmus, Töne, die die Wände mit gebrochenem Licht erfüllten.

Später begann sie, ihn zu rufen, konnte aber nicht feststellen, ob sie hörbar war, denn der fremde Klang ließ alles um sie herum Ton werden. Sie glaubte, über die Wiese zu laufen, die sie aus Erinnerungen so gut kannte, und sie freute sich über den Duft von Rotklee.

Müdigkeit erfaßte sie und versetzte sie in einen Zustand erwartungsfroher Ruhe. Ohne ihn erblicken zu können, wußte sie, daß er anwesend war. Sie legte sich auf den Boden aus Glas, und glaubte zu spüren, ihm nah zu sein.

Ihre Augen, die ihr nicht mehr so fremd erschienen, hielt sie unverwandt mit ihren Händen umfassen und begann verwundert durch alle Geschosse des Hauses zu sehen. Alle Räume waren einander ähnlich, es waren plötzlich so viele, vielleicht sogar Tausende von Glasschachteln in unterschiedlichen Größen, doch

gleicher Ausstattung, und das Blau des Glases strahlte die Wärme aus, die sie von seinem Körper kannte.

Als er dann ins Zimmer trat, wußte sie, warum er nie mit ihr essen wollte, und in seinem Haus der tausend Räume gab es auch keine einzige Küche, kein einziges Bett, was sie nicht mehr beunruhigte. Sie begann, durch sich hindurchzusehen und wunderte sich über ein Lachen, das da war, als sie sich selbst nicht mehr berühren konnte.



Bertram Reinecke

Übersetzungen

Do not go gentle (*Dylan Thomas*)

DU GEH NICHT sanft in diese gute Nacht
brenn, tobe Alter, eh der Tag zerfließt
entzünde Zorn wenn stirbt die helle Pracht

Der Weise weiß, ins Dunkel einst gebracht
daß auch sein Donnerwort kein Licht dreingießt
er geht nicht sanft in diese gute Nacht

Wer gut ist schreit, die letzte Woge kracht
und glänzt und tanzt, wie sie ins Wehr einschießt
entzündet Zorn wenn stirbt die helle Pracht

Der Wilde singt dem Tag der fliehend lacht
begrämt zu spät, das Ende seiner Frist
er geht nicht sanft in diese gute Nacht

Der Greis vom nahen Tod geblendet wacht
auf mit Kometen Augen, eh er schließt
entzündet Zorn, wenn stirbt die helle Pracht

Und Vater Du in düsterer Höhe, ach
daß Fluch Du, Segen nicht, nicht mein vergißt
Du geh nicht sanft in diese gute Nacht
entzünde Zorn wenn stirbt die helle Pracht.

Das zweite Sonett. (*William Shakespeare*)

Belagern vierzig Winter deine Stirn
Und werfen Wälle auf der Schönheit Feld
Dann wird des Jugendrocks bestaunter Zwirn
Wie fasrig Garn sein, feil für wenig Geld

Wirst du nach deiner Schönheit dann gefragt
Wo du verborgen hältst den Jugendschatz
Und sagst, daß er aus tiefen Augen ragt
Ist das ein schändlich Lob und fehl am Platz

Denn wüchse nicht der Schönheit Kapital
Könntst du erwidern: „Dieses edle Kind
Bezahlt des Alters Wechsel mir einmal
Weil es einst erbt, was meine Reize sind“

So schaffst du neues, wirst du selbst auch alt
Siehst dein Blut warm, fühlst du bei dir schon kalt.

Tobias Sommer

P.F.

Ich liege auf der Lauer, hätten wir früher gesagt, als wir noch Kinder waren und in den Bergen vor Sanaa Räuber und Gendarm spielten. Heute liege ich vor einem Fenster, in der letzten Etage eines Turmes, beobachte das Haus auf der anderen Straßenseite und zähle nicht mein Geld. Ich schäme mich für den Lohn, den ich für diesen Job bekomme. In meiner Heimat könnte man davon alles kaufen. Aber dort wo ich geboren wurde, gibt es keine Polizei und keine steuerfreien Nachtzuschläge.

Ich werde mit einer Bewegung eine Verbindung ziehen. Diese Worte klingen in meinen Ohren, als Unterbrechung seiner monotonen Schlafgeräusche, morgens um 5.30 Uhr, unwirklich. Er spricht diesen Satz, im Halbschlaf, zusammenhangslos. Er wohnt alleine in seiner Drei-Zimmer-Wohnung und ahnt nicht, dass er einen Zuhörer hat, der seit einer Woche in einem winzigen Punkt unter seinem Bett auf Hinweise wartet. Bevor ich den Sinn greifen kann, setzen seine Schnarchlaute ein und vernichten jede Möglichkeit von Konzentration. Ich darf mich nicht ablenken lassen, befehle ich mir und drücke meine Nase zwischen die Linsen des Nachtsichtgerätes.

Ich bin mir nicht sicher, ob die Person, die ich beobachten soll, Opfer oder Täter ist. Er ist schuldenfrei, ohne Vorstrafen und in den Niederlanden geboren. Den Ermordeten kannte ich nicht, was mich sehr verwunderte, als ich den Namen auf dem Berichtsbogen las. Ein Landsmann. In Holland leben viele Einwanderer aus dem Jemen, aber man kennt sich, dachte ich. Er wohnte seit zwanzig Jahren in einem Amsterdamer Vorort. Im Bericht des Prüfungsleiters der Mordkommission steht, dass der

Verstorbene streng nach den Grundsätzen des Islams lebte. Was diese Grundsätze beinhalten, steht nicht in den Erläuterungen.

Ich schließe meine Augen, zähle die Stationen, die gleich folgen werden, sehe sie zwischen den Farbkreisen auf der Innenseite meiner Lider: Aufstehen, Dusche, Toilette, Kühlschrank, Toaster. Ich höre, wie Wasser auf seinen Körper fällt, von der Haut abprallt, um dann in den Fliesenfugen den Weg in die Kanalisation zu suchen. Ich streiche meine linke Wange, der Wasserdruck bricht ab, ich spüre meine dreckige Haut und warte auf das Geräusch der Rasierklingen. Langsame, perfekte Bewegungen. Das Messer gleitet über seine Bartstoppeln. Ich kann es hören und bin froh allein zu sein.

Meine Aufgabe ist es Parallelen aufzuzeigen, Gleichmäßigkeiten zwischen dem Opfer und ihm, dem möglichen Täter, der in seiner Wohnung vor meinen Füßen den Morgen beginnt. Das Opfer arbeitete als Küchengehilfe in einer Mensa, man sagt, er lebte nur für Kirche und Familie; und starb mit zweiundzwanzig Jahren. Der Mann, ein erfolgreicher Devisenhändler, der jetzt mit den Fingern durch sein nasses Haar streicht, könnte mich vielleicht erkennen, aber er blickt schon seit einer Woche nicht mehr aus dem Fenster. Er ist unverheiratet, hat das vierzigste Lebensjahr überschritten und in meinen Notizen habe ich erst ein Wort über ihn vermerkt: Alltagsroutine. Meine Augen wandern stündlich durch seine Räume, keine Fotos auf dem Nachtschisch, nur ein Holzschiff als Aschenbecher, an den Wänden ein Plakat mit fetten Jahreszahlen statt Familienporträts.

Mein Mann verlässt seine Wohnung und fährt zügig über den Markplatz neben seiner Haustür. Die Morgensonne unterstreicht das Rot der kreisrunden Pflasterung. Er verschwindet zwischen den Häuserwänden, wie eine Ameise, von oben betrachtet. Der Himmel wird heute hellblau, bin ich mir sicher, und vertreibe mir

die Zeit mit Filmzitatzen, *ohne das Bittere, wäre das Süße nicht so süß*.

Während ich die Linie, die der Morgen auf die Dächer der Vorstadt wirft, verfolge, wird mir bewusst: Ich sitze in der höchsten Etage, dort, wo mich jeder Radarschirm als Erstes erfasst, dort, wo der Sturz am meisten schmerzt, dort, wo ich auch vor Feuer nicht sicher bin. Ein ungeklärter Mord kann eine Kettenreaktion erzeugen, sagte mein Vorgesetzter, wir wollen doch nicht, dass wieder Moscheen brennen oder Türme fallen; es klang wie eine Drohung. Die Zeitungen wählen ihre eigenen Täter. Der Verstorbene soll seine Frau geschlagen haben, lese ich in der heutigen Ausgabe. Ich schaue in die leeren Räume der gegenüberliegenden Wohnung, der Rauch ungezählter Zigaretten wird an den Möbeln kleben, die Asche hat das Segel erreicht, noch einen Tag und das Schiff wird kentern. Mit dem Kugelschreiber zwischen den Zähnen blättere ich um und suche. Ein Schwarz-Weiß-Foto zeigt diffus eine Gestalt, den ausgestreckten Arm kann man nur erahnen, sein Gesicht erkenne ich zwischen den verschwommenen Kontrasten nicht. Dieses Bild erinnert mich an ein Triptychon, es zeigt eine deutsche Terroristin, eine *Gegenüberstellung*, in einer Zeit, als der Terror definierbar war. Haben wir nichts gelernt, frage ich lautlos die Briefträgerin, die zu mir hinaufschaut und lächelt. Sie nickt und geht weiter. Ich bin mir nicht sicher, ob ich sie kennen muss, heutzutage kennt man nicht einmal seine Verwandten. Er war europäischer Staatsbürger, schreibe ich oben links auf die Titelseite, genau wie der Auslöser der Brände und die Terroristin, die in verwischten Ölfarben unsere Erinnerungen stärken soll, aber wer will sich schon erinnern.

Ich will mich erinnern und suche in den Jahren meiner Polizeiausbildung nach Beispielen. Wenn es ein familiärer Racheakt gewesen war, warum unterbricht er seinen Alltag nicht, zeigt nicht

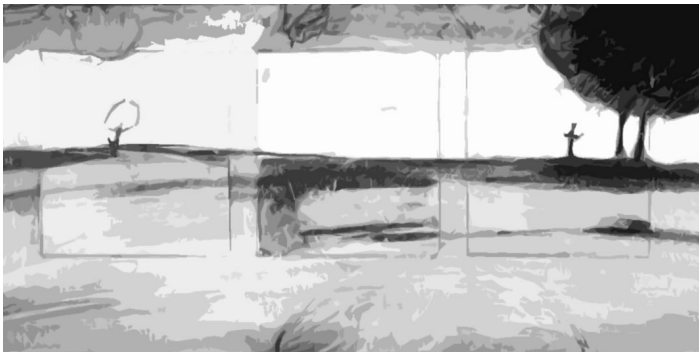
die geringste Gefühlsschwankung? Ich finde keine Andeutungen einer politischen Richtung in seinem Leben; sie würde die Vermutung, die mein Chef in seinem Auftrag indirekt formulierte, unterstreichen, den Verdacht, dass ein Holländer den Islamisten, der seine Schwester schlug, ermordete.

Sieben Tage ohne Hinweis.

0.05 Uhr, ich muss eingeschlafen sein. Ich schalte das Nachtsichtgerät ein, vergeblich suche ich die Hauswand nach seinem Fahrrad ab. Es dauert Minuten bis ich den Schein einer Taschenlampe entdecke. Der Lichtkegel wandert am äußersten Rand des Marktplatzes entlang, umrundet den Kreis aus roten Steinen, langsam, monoton, als sei dies sein Sonnensystem, bis der Kern erreicht ist. Für den Bruchteil einer Sekunde scheint das Licht senkrecht in den Nachthimmel, bevor es, wie von Geisterhand befreit, erlischt. Der Grund, warum ich seit sieben Tagen hier liege, steht auf dem Marktplatz und wartet.

4.49 Uhr, ich hätte meinen Chef benachrichtigen müssen, seit nunmehr vier Stunden steht mein Mann regungslos dort. Der Beginn eines neuen Tages zeigt Konturen einer Gestalt, die ein Mörder sein könnte, die vielleicht in diesem Moment um Reue bitet. Ich erkenne nach Nahrung suchende Vögel. Durch einen Spalt zwischen Fenster und Wand höre ich ihr Glucksen. Der gesamte Platz bewegt sich, zu viele Vögel, sie scheinen plötzlich aus den Fugen der Pflasterung aufzutauchen. Ich fokussiere ein Tier. Es hackt mit dem dünnen Schnabel auf einer Brotkruste. Ich schwenke weiter, und sehe Semmelkrümmel, Croissantreste, auseinander gerupfte Brotlaiber. Ich nehme meinen Mann ins Fadenkreuz und warte auf ein Zucken seiner Gesichtsmuskeln,

ich werde mit einer Bewegung eine Verbindung ziehen, ein
Gemälde baut sich in meinem Gedächtnis auf, ich zoome noch
einmal in seine Wohnung, erkenne auf der Maserung des Holz-
schiffes zwei Buchstaben, Initialen. Ich drehe mich hastig zu mei-
nem Täter, verbinde ungewollt das Bild seines Nachtschises mit
dem Gemälde in meinem Kopf, ein Schiff in einem gelben Korn-
feld, und höre Tierschreie. Eine Wand auf Federn steigt zum
Himmel. Und zwischen allem: ein Schuss.



Christoph Pollmann

TRANSITHERZ

Via Baltica, ich erkenne dich an der Gradlinigkeit der Säumung, so dicht an unseren Flanken. 930 Kilometer von Berlin, 930 von Moskau entfernt. Wie halbe U-Boote sehen die Öltanks am Wegesrand aus, und die Birken wie magere Blitze. Das wellige Land wird uns in seinem Auf und Ab schon bald an uferlose Küsten getragen haben. An das Grab meiner Großmutter.

In Brot und Bier schmeckt man die Entfernung von West. Am minzkalten Wind, dem bissigen Tageslicht spürt man Nord. Die Pilze am Fuß der Birken duften nach Ost. Und nachts bei den pfannkuchenfarbenen Sternen das alte, südliche Sehnen.

In Riga folge den Alten und Kindern! Sie führen dich in die Frische des Moments. Den anderen gehe besser nicht nach. Ihr Ziel ist die Starre, das Bestimmbare, die Umzäunung des Jetzt.

Im Herbst ähnelt der Himmel dem Meer. In grauen Wogen brandet das Wetter herbei und schäumt unbändig über das Land. Dann zieht man in den Straßen die Füße weg vor den Wassern. Überall ist Küste, überall Strand. Doch keiner geht barfuß. Niemand denkt an ein Lachen.

In der Albertstraße an jedem Haus verrenkte Jugendstilkörper. Ich irre in die Hinterhöfe dieser syphilitischen Fassaden, von gierigen Tourismusblicken zerlöchert, verkrieche mich in ungekannte Aromen. Besudelte Katzen um Schlagloch und Volkswagen. Türen führen aus der ersten Etage ins Nichts.

Die Trolleybusfahrer haben die absonderlichsten Gesichter. In manchen Hautfurchen verlaufen sich meine staunensstarren Augen.

Pieminekls. Die Säule erhebt ein Weib weit über alle anderen. In Leinen gehüllt, langes Haar, steht sie dort oben und raubt vom Himmel drei Sterne. Zu ihren Füßen imitieren Soldaten die Kunst. Doch der graue, zu Bild gehauene Stein von Janis Zalitis hat viel mehr an Leben als jene buttermilchjungen Pflichtgesichter mit Bajonett.

Im frühen September stolziert man von Sonnenpfütze zu Sonnenpfütze. Die Straßenengen sind schnell durchschritten, dann stürzt man hinein ins baltische Licht und lächelt einfältig mit den Nächsten, den Besten.

So viele Frauen preschen wie halbierte Dressurpferde durch die Stadt. Drapiert, gestriegelt und auf dolchspitzen Hufen. Als gelte es den Pflastersteinen Angst einzujagen.

Schüchtern schaut der Dom über die untertänigen Giebel. Und in steilem Stil drängelt sich das sowjetische Kulturzentrum, das ein mächtiger Kindgott gepflanzt haben muss, immerfort in die Perspektiven. Wie ein unruhestiftender Geist.

In einer Stupsnase kann so viel Einfalt stecken, wenn sie ein nordblondes Mädchengesicht zierte, das nach der Sonne grient. Leinenduftend sitzt sie neben mir, und Bernsteinperlen umkullern ihren sommernackten Fuß. Ich will sie auffordern, sich zu schnäuzen, damit sie wieder ein Stück Echtheit gewinne.

Den Schriftstellerdenkmälern die ersprießlichsten Plätze. Blau-manis doziert den Beeten, Barons döst in seinem Marmorbart. Und was haben sie mit dem moralischen Skälbe gemacht? Es scheint so, als dränge er zur öffentlichen Toilette gegenüber. Er wird sich nie erleichtern können...

Aus der Basilika hat der Russe eine Sternwarte gemacht. So viel groteske Aufklärung. Das Fernrohr zum Gebet, und der Altar zur kosmischen Erkundung.

Und wenn's regnet: mit den Liebenden auf den *Bastejkalns*, den Basteiberg! Ihren einfaltsgepinselten Sehnsüchten hinterher, um unter Eichenriesen dem Denken zu entrinnen.

Die Peterkirche breitschultrig, als könne sie Himmel tragen. Ihr Turm hat einen dicken Hals, steif vom Wind aus Nordost. Gern dämmert die Sonne an ihren Wänden und träumt in den Nischen.

Rund um die Goldhauben der Basilika jault die Polizei. Die Sirenen haben einen amerikanischen Akzent. Megaphon-imperative, Reifengesänge und immer das Gefühl, hier will erwacht werden.

Der Herbst kommt wie auf Bestellung. Ein Riesenpaket Wind, das am ersten September die Jugend in die Schulgebäude scheucht, die Erlösung des Sommers aus den Gesichtern fegt.

Die Maria-Magdalena-Kirche: Standuhr im Wohnzimmer Gottes. Zu Gast bei Wachlicht und Heiligenbildidyll. Stickdecken für himmlische Streuselkuchen. Silber für ewigen Wein. Musik aus blechernen Engelshälsen. Kopftuchstille. Geküsstes Gold. In Großmutterns liebster Kirche will ich eine Kerze entzünden.

Zum Fluss, der mächtigen Düna gelangst du nicht. Selbst der Blick dorthin ist zerblendet von Glas und Blech. Willst du hinüber, so gebe Acht im Kreuzfeuer der berstenden Zylinder. Doch dann - die große Faulheit der Wasser...

Auf die Märkte von Riga zu gehen, heißt sich verschleudern. Alles so dicht beieinander: Mensch, Geld, Ware - unentrinnbar reduziert auf Notwendig, Notdürftig. Hier rieselt noch Salatblatt und Sprotte in steife Handschalen.

In den Marmorgehäusen der Kaufhallen dagegen gibt es die Krume am Boden längst nicht mehr. Der in Lumpen Verbannte würde auf dieser Parkettglätte auch noch das Allerletzte, seine Fassung, verlieren.

Wie eine altgewordene Porzellanpuppe sitzt die Verkäuferin im Wäschehaufen ihrer Bude. Ihr Blick regiert und ist tot zugleich. Sie schaut aus einem Nichts in ein weiteres. Und findet kein Dahinter.

Vögel bei der Langeweile erwischen. Schauerlich, das scharfe Gähnen der Schnäbel.

Rigenser Zungen entflattern allzeit Dollar, Euro, Lat. Wie Druckmaschinen. Wovon sie auch sprechen – diese Dreiheit ist der geläufige Klang. Doch urplötzlich wechseln sie nach Moll und sagen: *saule, jura, pirtina* - Sonne, Meer und Saunahäuschen. *Oga, upe, gailene* - Beere, Fluss, Pfifferling.

Dem alten Herder einen Platz. Mit den schönsten Bäumen der Stadt. Die Linden schreiben sich als Hymnen in die strömenden Himmel.

Rainis in Kolossalgranit am Kopf der Esplanade. Argwöhnisch besieht er das orthodoxe Gold der Basilika wie es gen Himmel zwirbelt und versucht Haltung zu bewahren angesichts der Kinder, die Autofahren lernen zu seinen Füßen. Das fremde Knirschen von Hartplastik auf Schotter, das ängstliche Wimmern der Elektromotoren. Etüden für die großen Boulevards.

Warmes Gebäck mit fließendem Käse gefüllt, im Nachmittagslicht des Nordens. Als bisse man der Sonne in den krossen Arsch!

In den Parks von Riga joggen? Blanker Wahnwitz! Mehr Flanieren ist nirgends. Einzig Kindern sieht man es nach, das Übermütige, den Drang, das schorfe Knie im Gemüt.

In den Buchhandlungen wandle man in die hintersten Winkel und Schrägen. Dort verstecken sie ihre großen Dichter, seitdem man Kochbücher mit Literatur verwechselt. Die alltäglichen Bedürfnisse erhalten hier das Vorrecht uns empfangen zu dürfen.

Dievs, der alte Gott der Letten, ist Uhrmacher geworden. Er lebt allein und liest Hegel und Supermann. Eine ehemalige Kolchosenvorstadt, die neue Heimat von Chips- und Bierfabriken, ist sein Zuhause. Das Geschäft mit den Uhren geht kaum, seitdem man nur noch Batterien wechselt, diese kleinen Herzschrittmacher einer todkranken Zeit. Mit seiner Hand streicht er nicht mehr durch die Kornfelder, aber durch das ölige Fell seines Hundes. Er ist gelb wie Gerste und erinnert ihn an die Hingabe des Sommers.

Laima, die Göttin des Glücks, verkauft Plastiktüten vor den großmäuligen Hangars der Märkte. Alles Heil passt dort hinein,

hat sie gelernt. Und erschwänglich ist diese seltsam duftende Leere selbst für den Ärmsten.

Laime geht nicht mehr umher. Sie lässt die Menschen zu sich kommen. Denn ihre Füße sind dick wie Lyonerwürste. Ihr drittes Auge, das zwischen den Scheiteln schläft, ist schon lange von einem Blumentuch bedeckt. Seit einer Ewigkeit hat es sich nicht mehr geöffnet. Doch glimmt die Sonne auf sie hernieder, dann ist es fast, als liege *Laime* wieder jung im Gras, blicke durch die sirrenden Halme und wisse, dass für diesen Moment auf der Welt keiner leiden muss.

VeIns, der alte Teufel, ist arbeitslos und hilft manchmal beim Fliesenlegen. Schlachthäuser hat er nicht so gern, er panzert lieber die Bäder der Neureichen. Er ist die Jahre grau geworden, obzwar sein Gesicht eine unaustreibbare Jugendlichkeit beherbergt. Er hat ein Häuschen an der Gauja, ein junges Weib, ein Kind sogar. Und abends geht er hinaus in den Garten und bricht die violetten Azaleen.

Perkons, der Donnergott, ist mittlerweile DJ geworden. Sein Tempel? *Cetrie baltie krekli* - Die vier weißen Hemden. Ein knallbuntes Kellerkind ist er geworden und redet sich ein, immer noch Herr über Blitz und Getöse zu sein.

Die Trinker rauschen nicht in die Parks. Zu traumreif erscheint ihnen die Heimat hier, ihr grobes Leben zu leer. Erst an diesem Ort dränge die Scham völlig in sie ein, bei Silberweide und wellengewiegter Brotrinde. In diesem Elysium residiert Blau-manis, unweit runzelt Rainis das steinharte Gesicht. Hinter Tretbooten das bunte Gefolge der Enten, und allerorten ruhen sich Parkbänke aus. Was sollen die Trinker hier?

Aus dem Konfektladen tretend, zurück in das Abendkalt, siehst du ein altes Paar. Schorf krümelte von der Schläfe der Frau, während sie ihrem in Lumpen geschlagenen Geliebten hinterdrein geht und ihm Gras vom Pullover zupfte. Ein Fitzel Benehmen. Letzte automatische Liebesdienste.

Bei den gurgelnden Reiseführerinnen im Schatten des *Bastejkalns*, bei den kettenrauchenden Papierkörben, den frischen Blumengebinden für Andris Slapins, der beim Einmarsch sowjetischer Truppen von einer Kugel getroffen sein eigenes Sterben filmte. Während Riga die Barrikaden türmt und die Panzer herangrollen, einen abseitigen Tod sterben? Die Linse zuckt nicht mit der Wimper, und die Kamerabatterie ist mit mehr Restleben ausgestattet als sein Körper, der verblutet, versickert im fernen Protestgesang seines Volkes.

Der Matis-Friedhof am Zentralgefängnis: Ich schlage mir einen Pfad durch das Gestrüpp der Himbeersträucher und Biberneln. Die Wegwarte gibt mir Spalier. Um den Ort zu finden, an dem ich weinen kann, mit Blumen voll brauner Flecken in der Hand, Peroxydflecken, damit die nassen Brüder sie nicht vom Grab rauben und Handel treiben vor den Pforten, wo sie von den uralten Weibern beschimpft werden wegen ihrer Ruchlosigkeit und ihrer niedrigen Preise.

Dann stehe ich vor deinem Grab, Großmutter, im Zittergras vor deinem Stein und lege die Schrift frei, die Zahlen. Hoffend, dass ihnen ein Bild von dir entsteht. Vielleicht eins, das ich vergessen habe in den Jahren. Vielleicht auch eins, das mich vergessen lässt.

Die Wartehallen am Busbahnhof haben rein gar nichts von Aufbruch. Krüppligen Fußes steigen die Tauben auf die grobgeschnürten Fragen am Boden, pappene Hoffnungspacken der Fremde. Gemeinsam werden wir nach Deutschland fahren. Kennt ihr mein Land? Und wie ein Segel ohne Takelage flattert die Antwort als Wolkenbildnis davon.

KONTEXT

- ankündigungen -

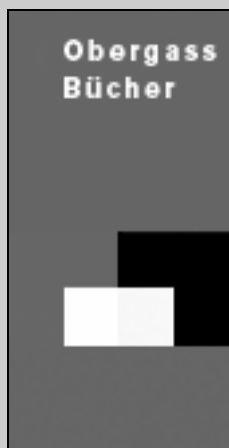
nächstes thema: **tracht und niedertracht**

einsendeschluss: 30.05.2007

erscheint: 15.07.2007

deutsche nationalbibliothek (ddb) und schweizerische landesbibliothek (slb)
bibliographieren und archivieren "spa_tien - zeitschrift für literatur"

- anzeige -



diese ausgabe wird
unterstützt von der
buchhandlung

**Obergass Bücher
GmbH**

Obergasse 2a
CH-8402 Winterthur
Tel. 052 213 26 62

info@obergassbuecher.ch
www.obergassbuecher.ch

- zu den autorinnen und autoren -

Falk Andreas Funke

geb. 1965 in Wuppertal, dort aufgewachsen und dageblieben, 1982 in die Arbeitsverwaltung gekommen, heute Sachbearbeiter für Rehabilitation. Div. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften (Kölner Lyrik-Forum, Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, Westdeutsche Zeitung, Macondo, Dreischneuß, Torso, Freiburger Lesehefte, Cognac & Biskotten, do!Pen...). Seit 2001 ständiger Mitarbeiter der Satirezeitschrift iTALien, Wuppertal. Eugen-Wolff-Preis der Fachschaft Deutsch (Uni Kiel) und des Institutes für Neuere Deutsche Literatur und Medien. (2004). „Tier und Tor“, Tierminiaturen, Turmhutverlag, Mellrichstadt, 2004; DEW 21-Award (1. Preis der Literaturzeitschrift do!PEN, Themenheft „Begegnungen“ 2006, www.do-pen.de).

Martin Loosli

geb. 1956 in CH-Worben, visueller Künstler, Autor; Publikationsbeiträge: 2004 der Stadt Thun und Kanton Bern, Reisestipendium 2007 des Kt. Bern für bildende Kunst und Architektur; lebt und arbeitet in Lenk im Simmental. Veröffentlichungen: „Zündschnur“, 1988, Erzählung, Zytglogge-Verlag Bern; „transmissionspfahlbau im mitteilungs-wesen“, 2004, Essay/Prosa, Künstlerheft handgedruckt, Verlag report.ch Thun. Verschiedene Beiträge in Internet und Zeitschriften.
Mehr: <http://www.martinloosli.ch>

Regine Mönkemeier

lebt in Lübeck, Juristin. Sie schreibt Lyrik und Prosa, gibt die Literaturzeitschrift - Der Dreischneuß - heraus und betreibt eine Marmorier- und Bleisatzwerkstatt. Veröffentlichungen zuletzt: Salar de Atacama in: Die Schallmauer an Ungesagtem, Gedichte vom Wettbewerb zum 1. Literaturpreis Pablo Neruda, MV-Taschenbuch, Rostock 2005; Der Mann meiner Träume (Kurzprosa) in: Freitag 23, Berlin 2006.
Mehr: <http://www.bleisatzwerkstatt.de>, <http://www.dreischneuss.de>

Sudabeh Mohafez

geb. 1963 in Teheran. Seit 1979 in Berlin. Studium der Musik, Anglistik, Erziehungswissenschaften. Langjährige Tätigkeit in NGOs (Gewaltprävention, Krisenintervention). Lebt und arbeitet als freie Autorin in Deutschland und Portugal. Zahlreiche Literaturstipendien, Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis 2006, Poetikdozentur 2007 FH Wiesbaden. Veröffentlichungen: „Wüstenhimmel, Sternenland“ Erzählungen / Arche 2004, „Gespräch in Meeresnähe“ Roman / Arche 2005.
Mehr: <http://www.sudabehmohafez.de>

Berthold Neutze

geb. 1953 im Nordhessischen in Deutschland. Ausbildung zum Zöllner; Studium der Philosophie, Soziologie und Kommunikationswissenschaften in Münster/Westfalen. Erwerbstätig als Bootsbauer und Tischler. Künstlerische Arbeiten in der Bildhauer-, Maler- und Schriftstellerei.
Mehr: <http://grau.twoday.net>, <http://ifrizz.de>

Christoph Pollmann

Mitherausgeber der studentischen Literaturzeitschrift F.I.S.C.H., darin regelmäßige Beiträge (Lyrik, Kurzprosa, Kritik). Briefe, Dramelette In: Das Heft das seinen langen Namen ändern wollte, Verlag der gesunde Menschenversand 2000 und 2002. Skritzler (Romanauszug, lobende Erwähnung der Jury) In: 12. open mike, Allitera Verlag 2004. Redaktion, Kolumnen und regelmäßige Kritiken bei TITEL (www.titel-magazin.de), freier Mitarbeiter bei CLAUDIO (www.claudio.de).

Corinna Prokop

geb. 1982 in Nürtingen am Neckar. Seit 2002 Studium an der Universität Konstanz, Lehramtsstudienfächer Deutsch und Philosophie/Ethik.

Bertram Reinecke

geb. 1974, lebt in Leipzig, Lyrikbände: An langen Brotleinen, Wiecker Bote, Greifswald 2000, illustriert von Ulrike Mundt. Chlebnikov am Meer, Weiße Reihe Stralsund 2003 Lyrik und Prosa in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien und auf dem Sampler Ohrenmikroskop, Hörstücke im Grenzbereich zur zeitgenössischen Musik für Radio und verschiedene Galerien. Sprach- und literaturkritischen Arbeiten u.a. für Akzente, den hessischen Rundfunk sowie Lyrikzeitung und Poetry News.

Rittiner & Gomez

geb. 1960 in Simplon-Dorf / Isla Volante. Bildermacher / Webbewohner / Installateur. Stationen: Brig / Sion / Volare / Vevey / Bern / Hondrich Spiez. Gelernt: Dekorationsgestalter / Escalatore und weiter: Schule für Gestaltung Bern / Schweizerische Malschule. Arbeiten: Malerei / Sequenzielle Kunst / Comic / Zeichnungen / Malerei. Zusammenarbeit: Martin Loosli / l'art pour l'air. Mitglieder: Visarte Bern / Visarte Oberwallis. Galerien: Artdirekt Bern / Alphaarte Brugg. Ausstellungen: diverse Ausstellungen im In- und Ausland.
Mehr: <http://www.rittiner-gomez.ch>

Eva Roman

geb. 1980 in Aachen, aufgewachsen in Augsburg. Studium der Neuen Deutschen Literatur und der Romanistik in Berlin, Studium Kommunikationsdesign in Trier, Berlin und Paris. Künstlerische Projekte und Publikationen seit 2002, lebt als freie Grafikerin und Schriftstellerin in Berlin.

Mehr: <http://www.evaroman.de>

Dirk Schröder

lebt in Berlin.

Mehr: <http://hor.de>

Helmut Schulze

geb. 1954 in Wittlingen, lebt und arbeitet seit 1985 - nach Parenthesen in Wolfsburg und Berlin - in Italien (zunächst Rom, führt seit 2004 ein Weblog. Kleinere Eigenveröffentlichungen (Internet).

Mehr: <http://parallalie.twoday.net/>

Florian Seidel

geb. 1966 in München. Studium Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Geschichte, Philosophie und Volkswirtschaftslehre. Preise: 2004 Wiener Werkstattpreis (Lyrik), 1997 Premio Internazionale di Poesia, 1996 Haidhauser Werkstattpreis. Gedichtbände: „Zunge Mond und Finger“ 2001 München, „Ein Tiger schleicht durchs Puppenhaus“ 2004 Augsburg. Gedichtveröffentlichungen u.a. in: Literatur in Bayern, Cognac & Biskotten, Sprachgebunden, Nationalbibliothek des deutschsprachigen Gedichts, Premio Internazionale di POESIA, Sesta Antologia, „Literarische Steine“, Uschtrin Verlag.

Mehr: <http://www.florianseidelgedichte.net>

Tobias Sommer

geb. 1978 in Schleswig Holstein. Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in Anthologien und Literaturzeitschriften. 2005 Einzelpublikation: „Meer über uns“ Brigitta-Haendel-Verlag. 2006 Preis des Züricher Literaturhauses. 2007 Stipendium Stadtmühle Willisau (Schweiz). 2007 Endrunde Irseer Pegasus Preis.

Mehr: <http://www.autorengruppe-jetzt.de/freunde/tobias/tobias.html>

Roland Steiner

geb. 1971 in Leoben (A), Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie Italianistik in Wien, Siena und Rom. Lit. Veröffentlichungen in Zeitschriften (A/CH/D), Hörfunk (I) und Online-Magazinen, Arbeitsstipendien für Literatur des Ö. Bundeskanzleramtes 2005, 2006. Lebt als freier Autor in Wien.

Helge Streit

geb. 1966 in Feldbach/Steiermark, Studium der Geschichte und Kunstgeschichte in Salzburg, lebt in Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Hörspiel: Karoline SanTERS Affinität zu Katzen (ORF 2006). Einzelpublikation: Luscindas Augen, Klaus Bielefeld Verlag 1998. 1. Preis beim 2. Short Story Award „Putlitzer Preis 2006“. 1. Preis des Literaturwettbewerbes „Österreich & Regensburg 2006“ der Stadt Regensburg und der Regensburger Schriftstellergruppe International.

IMPRESSUM

herausgeber

hartmut abendschein (abendschein@spatien.net)
markus a. hediger (hediger@spatien.net)

anschrift

spatien c/o hartmut abendschein
beaumontweg 10
ch – 3007 bern
oder
spatien c/o markus a. hediger
neumühlestr. 63
ch – 8406 winterthur

spatien erscheint halbjährlich und ist
online kostenlos und als printausgabe unter
www.spatien.net
erhältlich

redaktion für dieses heft die herausgeber

illustrationen in diesem heft:
rittiner & gomez

für eingesandte manuskripte oder photographien
wird keine haftung übernommen.
einsendungen nur per e-mail an die redaktionsadresse.
eine korrespondenz wird nur in ausnahmefällen geführt.

die urheber- und verwertungsrechte liegen
bei den jeweiligen autorinnen und autoren. nachdruck
der bilder und texte nur mit genehmigung
der autoren/autorinnen und mit quellenangabe.

ISSN: 1661-383X